



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Vom Wesen und Werden deutscher Formen**

geschichtliche Betrachtungen

**Pinder, Wilhelm**

**Leipzig, 1937**

Die Ottonische Baukunst

**urn:nbn:de:hbz:466:1-41978**

## DIE OTTONISCHE BAUKUNST

Inzwischen aber waren die Klöster zum großen Teile entleert, der Mut zum Bauen, damit auch die Kunst des Bauens war stark zurückgegangen. Heinrich I. begann wieder mit Städtebefestigungen und noch sehr bescheidenen kleinen Kirchenbauten (Grabkirche in Quedlinburg, Wiperti-, „Krypta“). Erst Otto der Große legte eine Kirche in königlichen Maßstäben an, die von Magdeburg im Jahre des Ungarnsieges. Von ihr stammen noch die 26 Säulen aus Italien, die der heutige Dom enthält. Er geht in der Aus-

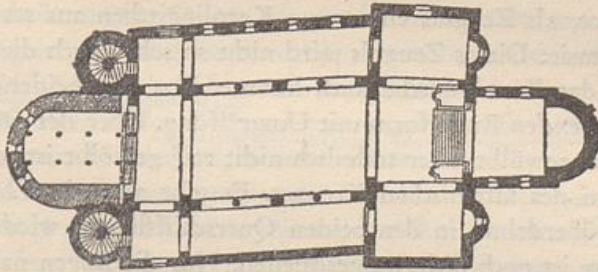


Fig. 8. Gernrode. St. Cyriakus

dehnung nicht sehr stark über den Gründungsbau hinaus, aber dieser selber fehlt uns. Ottos treuester Diener gründete noch ein halbes Menschenalter vor dem Tode des Kaisers den einzigen größeren Kirchenbau, der etwas vom Geiste jener Zeit uns lebendig machen kann. Kriegerisch-geistlich wie der ottonische Grundgedanke ist dieser älteste erhaltene Großbau aus Ottos I. Zeit: Gernrode, am Abhang des Harzes gelegen (Abb. 9, Fig. 8). Der Slawenbekämpfer Gero gab den Namen. Otto hatte ihn 938 zum Markgrafen und Herzog der Grenzlande gemacht. In fast 30jährigen Kämpfen hat er sie gehalten, hat Brandenburg erobert, hat die Germanisierung der Wenden begonnen und ist siegreich gegen die Polen vorgedrungen. Seine Söhne Gero und Siegfried sind dabei gegen die Slawen gefallen. In Fürsorge für die verwitwete Schwiegertochter aus königlichem Geblüte, zugleich als fromme Stiftung, legte Gero ein Kloster an, das nur kurz für Mönche, bald darauf für Frauen, endgültig für adelige Kanonissen als Erziehungsanstalt sächsischer Edelfräulein bestimmt war. Die heutige Form ist in vielem verändert. Der Westchor mit seiner Krypta stammt erst aus dem 12. Jahrhundert, auch die Wiederherstellung des 19. hat einiges abgewandelt. Die Steine sind über-

wiegend ausgetauscht. Aber die alte Form ist in der heutigen erhalten und gedanklich fast vollständig zurückzuergänzen. Der Grundriß verläuft außerordentlich schief. Dies auf eine *noch vorhandene frühzeitliche Ungeschicklichkeit* zurückzuführen, ist sicher ein großer Irrtum. Noch im späteren 13. Jahrhundert, im kulturreichen Westen, konnte so etwas vorkommen: in Wimpfen im Tale. Unbekannte Gründe, etwa auch Geländeschwierigkeiten, müssen wohl dahinterstehen. Es sind für Gernrode verschiedene Erklärungen vorgeschlagen worden, als vielleicht beste jene, daß es sich um eine einfache Vergrößerung handle. Der ursprüngliche Bau war nicht doppelchörig, er schien wohl von außen halbwegs einseitig gerichtet, er hatte ein *Westwerk*. Die seitlichen Türme dürfen wir uns von der breiten Mitte aus überstiegen denken in der Art der Münster von Aachen und Essen. Wichtig ist uns das Innere, als Zeugnis einer vom Karolingischen aus stark weiterdenkenden Phantasie. Dieses Zeugnis wird nicht so sehr durch die Emporen abgegeben, die das Karolingische auch kannte. Das entscheidende Bekenntnis ist das zur *stehenden Raumform mit Umgreifung*. Über der 961 begonnenen Ostkrypta, die gewölbt, aber technisch nicht reif gewölbt ist, erhebt sich der Chor in Form des lateinischen Kreuzes. Es gibt also ein Chorquadrat. Es kehrt, etwas überdehnt, in den beiden Querschiffflügeln wieder und in der Vierung. Diese ist noch nicht ausgeschieden. Nur die Bogen nach dem Chore und nach dem Langhause nämlich sind ursprünglich; man sieht es noch heute an der verschiedenen hohen Kämpferlage der Tragepfeiler. Die doppelte Schließung eines stehenden Raumes ist, obwohl der Westchor erst später hinzutrat, schon durch die erste Anlage sinnvoll. Gedanken in der Art der Werdener Salvatorkirche sind höchst selbständig fortgeführt. Es sind hier nur noch zwei Joche um eine Mitte gruppiert. Nur ein Mittelpfeiler trennt sie im Untergeschosse, er bezeichnet die genaue *Mitte* des Langhauses! Rechts und links von der Wandmitte bildet wieder eine Säule, von der zwei Bogen ausgehen, die *Mitte* jedes einzelnen Wandjoches. Im Emporengeschoß, das durch die besondere Bestimmung gerechtfertigt ist — die Zahl seiner Öffnungen entspricht genau der Zahl der Kanonissen —, wird diese symmetrische Mittenbezogenheit wieder durch einen stämmigen Pfeiler deutlich, der achsengleich über dem unteren steht. Nun aber übergreifen in jedem Joche drei Bogen je zwei Bogen. An jeder Wand also zeigt das Emporengeschoß zweimal nebeneinander je dreimal übergriffene Zweierbogen. *Stärker ist der Geist der Gruppierung, der Um- und Übergreifung nicht auszudrücken!* Darum aber ist hier freilich einmal das gegenüber karolingischer wie ottonischer Kunst so beliebte und meist unangebrachte Wort „*Unentschiedenheit*“ am Platze; nicht weil hier — mit Entschiedenheit — gegen

einseitige Richtung gruppiert wird, sondern umgekehrt: weil die gruppierende Kraft im Lichtgaden versagt. Die Fenster kümmern sich nicht um die Achsen der Bogen. Allenfalls könnte man von einer Vorbereitung auf die gemeinsame Flachdecke sprechen. Dabei ist im Untergeschoß durch die größere Kämpferhöhe der Säulen gegenüber den Pfeilern der Grundsatz der umschwungen stehenden betonten Mitte besonders deutlich. Also höchster Gegensatz zum Altchristlich-Römischen; Symmetrie, nicht Rhythmus im engeren Sinne — also auch nicht echter „Stützenwechsel“. Der Verfasser ist vor Jahrzehnten jenem alten Irrtum selber erlegen, er hat ihn längst eingesehen. Das Wort Umgreifung mag das Tatsächliche besser andeuten. — Die Einzelformen sind nur zum Teil ottonisch. Die echten Kapitelle zeigen sehr tektonische Formen. Es ist ein Unsinn, die ausgesparten Dreiecke über der Deckplatte der Säulen als sinnlos zu bezeichnen: sie entstehen technisch und geistig gleich klar durch die Vorstellung der sich begegnenden Bogenteile. Die Spitzgiebelfriese an den Türmen kommen nicht nur in Lorsch und oft auch in der Buchmalerei vor, wir treffen sie sogar bei den Nächstverwandten, bei den englischen Sachsen, am Turme von Earls Barton. Wir treffen sie aber auch schon an römischen Sarkophagen. Sie erinnern an Holzbau, aber nicht einmal sie müssen von ihm herkommen. Die Säulenfüße sind in dieser Zeit hochgepolstert und ohne Eckzieren, die Schäfte gedrungen schwellend. Hier sind ja keine Säulen der Antike mehr, hier sind eigentlich schon Rundpfeiler. Die Kopfstücke erscheinen zuweilen in Pilzformen, einer Vorform des Würfelkapitells. Kraft und Vernunft stecken darin. — Die Herkunft des Ottonischen aus dem Karolingischen ist ebenso deutlich wie das feste Weiterschreiten auf die Zukunft. Wenn etwas derber erscheint, so begrüßen wir darin das immer stärkere Anheben eines völlig Eigenen. Der feine Hauch von Spätantike, der über den ersten Äußerungen des Karolingischen lag, wird nun noch dünner: eine eigene „Archaik“ beginnt sich zu zeigen. Am stärksten geschieht dies bei den Sachsen. Den Westchor der Essener Stiftskirche dagegen müssen wir eher als eine letzte Spätform des Karolingischen ansehen. Er ist unter der Äbtissin Mathilde (974—1011) als recht verwickelter Inhalt eines Westwerkes angesetzt. Die deutsche Gruppierungsform, die schon in der Aachener Westseite zu erkennen war, wirkt auch hier im Außenbau. Im Inneren werden wir durch ein halbes Sechseck überrascht, das auch wieder ohne Aachen nicht denkbar wäre. Großartige Westbauten erhielten St. Pantaleon in Köln (um 970) und die Stiftskirche von Wimpfen. Die seitlichen Türme sind zwar in beiden Fällen höher als die Mitte, dieser aber dennoch nur als Seitenbegleiter in der Masse untergeordnet, keine echten Westtürme. Es scheint, daß zu

jener Zeit nur St. Castor zu Koblenz diesen mehr französischen Typus der echten Doppelturmfassade zeigte. In Mainz folgte dem um 900 schon als sehr vereinzelt Werk entstandenen alten Dome — in der heutigen Johanneskirche überliefert und von ausgesprochen stehendem, durch Quadrat bestimmten Charakter — die erste Form des heutigen. Willigis begann ihn 978 und baute ihn nach dem Brande bei der Einweihung 1009 sofort wieder auf. Unter Bardo wurde er — verändert! — 1036 geweiht. Dieser Bardo-Dom war deutscher in der Massengestaltung, namentlich des Ostbaues, und hat wohl schon durch die noch erhaltenen Rundtürme und ihre Stellung geradezu an St. Michael zu Hildesheim erinnert. — Dieses nun ist die Glanzleistung des ottonischen Zeitalters, aber schon ein späteres Werk, erst unter Heinrich II. ausgeführt (Abb. 10). Hier ist alles eindeutig gesagt. Zwei Chöre, zwei Querschiffe, zwei Vierungstürme, zweimal zwei Querschifftürme, unten vieleckig, oben rund, zwei mittlere Eingänge an der südlichen Langseite, — so zeigt das Holzmodell den Gründungsbau von 1001 in seiner (verändernden) Weiterführung bis 1036. Ein vollendet klassisches Beispiel reiner Gruppenbildung, eine Gestalt, die in ihrer eigenen Art überhaupt nicht mehr verbessert, nur wieder aufgegeben werden kann. Es ist wichtig, dies gegenüber leichtfertiger Benörgelung festzustellen, die nur aus der vorsätzlichen Lehrmeinung erfolgt, in Deutschland sei der „romanische“ Stil später als in Frankreich entstanden und überhaupt hinke alle deutsche Kunst der grundsätzlich bevorzugten französischen nach. Ganz Frankreich kennt um das Jahr 1000 keinen Bau, der noch mehr „romanisch“, d. h. der echter mittelalterlich, d. h. wieder, der von höherer, zugleich junger und schon fertiger Größe wäre. Italien kommt überhaupt nicht für einen Vergleich in Betracht; es kennt nicht einmal das Querschiff mehr und ist an Gedankenarmut in der Grundrißbildung damals nicht zu überbieten. Bischof Bernward von Hildesheim, einer der edelsten ottonischen Männer, Geistlicher, Gelehrter, vielleicht selbst Künstler, Verwaltungsfürst und Krieger (auf der Italienfahrt trug er einmal den deutschen Kämpfern in der Straßenschlacht die heilige Lanze voran), hatte in Mainz den Dom bauen sehen. Das unter ihm in Hildesheim geschaffene Werk übertraf das ältere Mainzer weit an Spannkraft und Ausgeglichenheit. Der Charakter der aufrechten Gruppenbildung mit zwei äußeren Schwerpunkten und einer inneren unbetonten, aber sehr fühlbaren Mitte wirkt im Grundriß sehr deutlich: drei Joche, gebildet durch Umgreifung von je drei Bogen auf zwei Säulen durch Pfeiler. Die Bezeichnung „daktylischer Stützenwechsel“, deren der Verfasser vor langen Jahren selber sich schuldig gemacht hat, entstammte einer Verwechslung mit zeitrhythmischen Begriffen. Zwei Chorquadrate, zwei aus-

geschiedene Vierungen, — endlich, die ersten gesicherten überhaupt! Selbst die Seitenschiffe bekommen den Ausdruck eigener stehender Räume: sie werden mit einer Bogenstellung geschlossen und zugleich im Durchblick geöffnet. Ähnlich werden die Überstände der Querschiff Flügel über die Fluchtlinie der Langhausmauern abgetrennt. So wird zugleich in einer klangvollen Vermittlungsform doch jede Einzelgruppe mit der nächsten, wird alles einzelne mit dem Ganzen durch ein feinfühlig hervorgerufenes Wiedererkennen verbunden. Vielleicht waren auch noch die Vierungstürme gegen den Innenraum geöffnet. Die größte Schönheit spricht aus den zweigeschossigen Bogenstellungen des Querhauses im Westen, das überhaupt schon durch seine Krypta der stärker betonte Teil ist. Wogung und Spannung überall und in sicheren Maßen: Leidenschaft und Klarheit! Die ursprünglichen Säulen tragen reine Würfelkapitelle (den größeren Teil hat Bischof Adelog im späteren 12. Jahrhundert durch reiche Spätformen ersetzt). Emporen in den Querschiffen (vgl. St. Peter in Werden, St. Pantaleon in Köln), vielleicht ursprünglich auch im Langhause. Schichtenwechsel in den Vierungsbögen: weiß und rot wie in Aachen und wie in Mittelzell auf der Reichenau. Die Aufgerichtetheit aller Formengruppen erhellt vor allem aus der sehr eindrucksvollen Höhenerstreckung der Wände (16 m). Wer hier Altchristliches empfindet, hat weder dieses noch die neue deutsche Form begriffen. Die wirklichen Verhältnisse entsprechen weit eher denen, die man sich bei der Gotik gerne (und oft fälschlich) vorstellt. Sie sind zugleich bedeutend bewegter als in Gernrode. Dort war die Länge des Mittelschiffes der Höhe genau gleich — gewiß kein Zufall im „proportionsfeindlichen“ Deutschland. In Hildesheim ist das Verhältnis der Länge zur Höhe gleich 7:4. Nichts ist hier starr, aber alles ist in feierlicher Stille gespannt. So wirkt nur eine große Zeit. — Sie sah noch manche Großbauten, aber sie alle, wie der Dombau des Dodo in Münster, des Liutolf in Augsburg, wie das alte Straßburger Münster, die ersten Dome von Worms, Regensburg und Bamberg, sind nicht mehr oder nur in schwachen Resten erhalten. Straßburg hat aber seine alte Bodenausdehnung bewahrt; sie war und ist gewaltig. Heinrich II., der 1012 Bamberg gründete und den Bau, Gottesdenkmal und Grenzmarkstein zugleich, glanzvoll in Anwesenheit von 30 Bischöfen einweihte, hat bekanntlich auch stark in Regensburg gewirkt. (St. Emmeram und Obermünster). Die beiden stärksten und wegen ihrer Stärke und Eigenart der Reichseinheit zuzeiten gefährlichsten Stämme, Bayern und Niedersachsen, begegnen sich bei ihm. Auch München sollte ja später durch einen Niedersachsen, Heinrich den Löwen, gegründet werden. Die süddeutschen Bauten wie die erhaltene Georgskirche von Oberzell auf der Reichenau, eine Säulenbasilika,

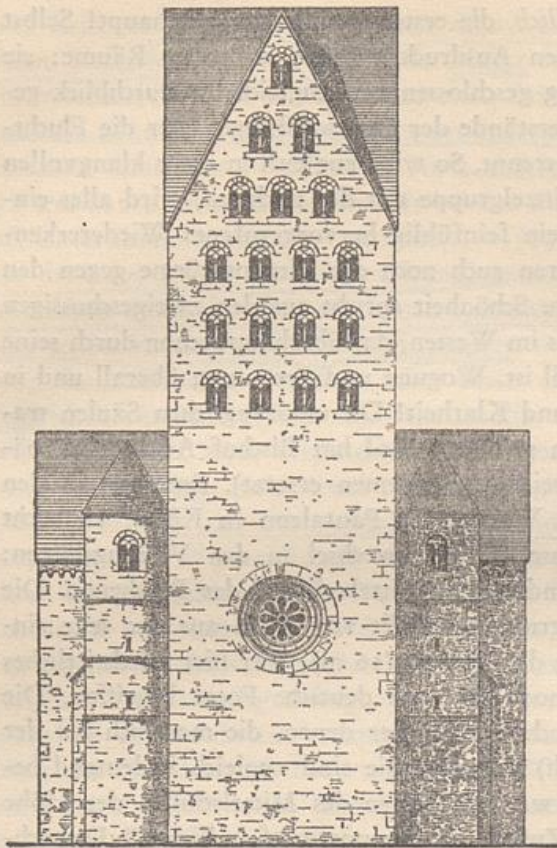


Fig. 9. Paderborn. Westwerk des Domes (Dehio)

können sich allgemein offenbar mit den nördlichen von damals nicht messen. Westfalen, das den Begriff des festen Turmes in immer neuen Beispielen vorbildlich verwirklicht hat, das später in staufischer Zeit mit dem Westbau von St. Patroklos zu Soest die wuchtigste Kraftleistung eines unfranzösisch-deutschen Massengefühles hinstellen sollte, schuf in der Westseite des Paderborner Domes (Fig. 9) (die uns als Einziges der 1009 begonnenen Schöpfung Bischof Meinwerks erhalten ist) ein prachtvolles Beispiel wehrhafter Gewalt des Ausdrucks. So wenig freilich wie in Essen sieht man von außen, daß sich in dem mittleren Überturme ein Chor befindet — seine Form jedenfalls ist nicht zu erschließen. Die kraftvolle Betonung der Mitte ist das Ottonische und zugleich das Deutsche. Ein Volk, das solche wuchtigen Massen ballt, wird niemals auf eine gotische Verdünnung und Aufsplitterung als ein wesentliches Ziel zugehen. Die Zeit, die in der steinernen Sprache der Baukunst diesen deutschen Charakter schon für die Zukunft festlegt, ist die gleiche, die dieses Volk auch staatlich selbständig hingestellt hatte. Man weiß, daß damals Beziehungen zu dem einzigen ebenbürtigen anderen Reiche bestanden: zu Byzanz. Aber das sind, wenigstens architektonisch, doch zwei Reiche. Man braucht nur von Meinwerks Paderborner Westwerk zur Bartholomäuskapelle ebenda zu blicken. Diese haben Griechen gebaut, und man sieht es. Dort ist letzte Spätantike — der Dom ist frühes Mittelalter wie alle echt ottonische Baukunst.

können sich allgemein offenbar mit den nördlichen von damals nicht messen. Westfalen, das den Begriff des festen Turmes in immer neuen Beispielen vorbildlich verwirklicht hat, das später in staufischer Zeit mit dem Westbau von St. Patroklos zu Soest die wuchtigste Kraftleistung eines unfranzösisch-deutschen Massengefühles hinstellen sollte, schuf in der Westseite des Paderborner Domes (Fig. 9) (die uns als Einziges der 1009 begonnenen Schöpfung Bischof Meinwerks erhalten ist) ein prachtvolles Beispiel wehrhafter Gewalt des Ausdrucks. So wenig freilich wie in Essen sieht man von außen, daß sich in dem mittleren Überturme ein Chor befindet — seine Form jedenfalls ist nicht zu erschließen. Die